

Arbeiterpolitik

3. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 1

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
:: Numunderstraße Nr. 23. ::

Bremen, den 5. Januar 1918.

Int. Institut
für Sozialwissenschaftlichen
Arbeiterpolitik

Einzel-Nummer 20 Bfg. Durch
die Post bez.: monatlich 84 Bfg.,
vierteljährlich 2.50 M. o. Bestellgeld

Inhalt:

Die Sozialdemokratie in der Volkswirtschaft	Seite 1
Sand in die Augen. Von Kurt Classe	3
Aus unferm politischen Tagebuch	5
Feuilleton:	
Zwei Stätte. Von Charles Dickens (Fortf.)	5

Die Sozialdemokratie

in der Volkswirtschaft.

Vor mir liegen etliche Protokolle sozialdemokratischer Parteitage, jene denkwürdigen Dokumente, die vom Wesen und Werden der Arbeiterpartei Deutschlands Zeugnis ablegen. Mein Blick bleibt an langen Zahlenreihen haften, sie erzählen von den Spargroschen, die die Arbeiter sich in schweren Tagen abgerungen haben, um sie den Parteikassen zuzuführen, in der erhebenden Ueberzeugung, ein der Befreiung der arbeitenden Klasse dienendes Werk zu tun. Sie erzählen von stillen Kämpfen, die die Arbeiter in sich ausgefochten hat, als er vor die Wahl gestellt war, suchend den Seinen Brot zu erstehen oder seiner Organisation zu genügen. Sie erzählen von stillen Hoffnungen, von freudiger Hingabe an eine große Sache, von wachsendem Agitationsgeist und Machtbewußtsein. Auch sie sind ein Stück aus dem großen Werk des proletarischen Befreiungskampfes. Dürer stehen sie da, Reihe an Reihe, Posten an Posten, und sind doch so lebendig.

Sie sind ein Stück Schicksals des Arbeiters, und sie sind ein Stück Schicksal seiner Klasse. Und ich blättere weiter und suche nach belebenden Worten und suche vergebens. Nur immer Zahlen, Zahlen! Und: zahlen, zahlen! Aber schließlich findet man doch im Bericht eines Vorstandsmitgliedes einiges über den Sinn der umfangreichen Abrechnungen: es ist ein erfreuliches Zeichen, daß wir diesmal wieder mit einem Ueberschuß abschließen. Wir können mit Befriedigung konstatieren, daß die meisten Organisationen ihren Pflichten gegenüber der Zentralkasse nachgekommen sind. Es sind wieder erhebliche Summen eingelaufen, erhebliche Summen vorausgibt worden. Die Partei kann mit Befriedigung auf das letzte Rechnungsjahr zurückblicken. Und mit einem eingeklammerten „Bravo“ schließt der Bericht. Nach Spuren einer Debatte sucht man vergebens. Es ist ja alles in bester Ordnung und der Parteitag hat nur noch den einen weiterzuschütternden Akt in dieser Angelegenheit zu erledigen: dem Parteivorstand Entlastung zu erteilen. Es geschieht.

Und vor meiner Erinnerung steigen Generalversamm-

lungen der sozialdemokratischen Wahlvereine auf, in denen ebenfalls Kassenberichte gegeben wurden. Und auch hier Zahlen, nichts als Zahlen! Und die Arbeiter sitzen und horchen oder schlafen. Die meisten verstehen nichts von Buchführung, was kümmern sie die technischen Ausdrücke! Und die Zahlen sind zu lang und zu langweilig als daß man sie verfolgen und behalten könnte. Nur wenn der Schlusseffekt kommt: Ueberschuß — so und so viele Tausend, dann horchen wohl auch die Schläfer auf. Aber ach, die Horchenden schlafen ein. Sie wissen nichts anzufangen mit dem bunten Zahlengewimmel, das da vor ihren Sinnen herumtanzt. Sie haben sich vergebens bemüht, in die Geheimnisse der Geschäftsführung einzudringen. Von solchen Dingen versteht der Arbeiter nichts; das hat er nicht gelernt, das braucht er nicht zu wissen. Und damit die Organisationsmaschine läuft, stellt er seine Beamten an. Er hat sie nur zu ölen — mit seinen Spargroschen. Damit ist für ihn der Fall erledigt. Und er nimmt sich höchstens vor, dafür zu sorgen, daß im nächsten Jahre der Ueberschuß noch größer werde. Denn je größer die Zahlen, desto größer die Macht. Das ist ein Grundsatz, der unerschütterlich steht wie das Weltgebäude.

Sonderbar, wie in den Köpfen der Arbeiter der Organisationsgedanke alle weitere Ueberlegung ersticht hat. Wie er eine Eisenwand vor ihrem Denken aufgerichtete, daß sie keinerlei Zusammenhänge mehr sahen. Sie sahen immer nur das Eine: große Organisationen, große Kassen. Und das war ihnen gleichbedeutend mit großer Macht. Auch bei ihnen drängte alles nach dem Golde. Ist es ein Wunder, daß die Arbeiter in stauendes Entzücken fielen, wenn sie von den Tausenden Mark hörten, von denen sie glaubten, daß die ihr Eigentum seien. Sie, die in ihrem Privathaushalt über den kleinsten Zahlenkreis, in dem die Elementarschüler sich abmühen, niemals hinauslangten? Die großen Summen mußten ihre Sinne benebeln.

Lag denn der Gedanke wirklich so fern, nach dem volkswirtschaftlichen Zusammenhang zu fragen? Er lag im Gegenteil sehr nahe. Man hätte einem beliebigen bürgerlichen Finanzmann diese Zahlen vorzulegen brauchen, und in seinem Kopfe hätten sich im Nu alle schon verfügbaren volkswirtschaftlichen Zusammenhänge zurechtgeschoben. In der Sozialdemokratie kam niemand auf den Gedanken. Die aber die Zusammenhänge kannten, die ihre Praktiker waren, hüteten sie als ein heiliges Amtsgeheimnis.

Man sucht in den Protokollen sämtlicher Parteitage

selbst mit der Lupe vergebens nach auch nur der leisesten Andeutung in dieser Richtung. Und die Volkswirtschaft war für sehr viele der anwesenden Parteitagbesucher doch sicher kein unbekanntes Gebiet! Aber ihre volkswirtschaftlichen Untersuchungen erstreckten sich eben nur auf den Kapitalismus, nicht aber auf die Sozialdemokratie und ihre Kassenzahlen beliefen sich doch auch auf Hunderttausende, auf Millionen. Es hätte eine einzige Frage genügt, um mitten in die volkswirtschaftlichen Zusammenhänge hineinzukommen, die eine Frage nämlich, wo bleiben die Gelder, die aus den Taschen der Arbeiter in die lokalen, provinziellen und zentralen Parteikassen fließen? Liegen sie das ganze Jahr über wie Dornröschen im tiefen Schlummer in den Geldschränken der Bureaus? Keine Rede davon!

Es fällt heute auch dem kleinsten Krauter nicht mehr ein, sein Geld in seiner Privatschatulle aufzubewahren. Es gibt in der Welt Feuer, Diebe und Wetterschlag, und vor solchen Gefahren kann man sich nicht genügend schützen. Da nimmt man besser sein Geld und bringt es auf die Bank, da ist es vor gefährlichen Eingriffen aus Natur und Menschenwelt so gut wie sicher. Einmal aber in die Kassen der Bank gelangt, wird auch der letzte Pfennig in den reißenden Strom des gewaltigen volkswirtschaftlichen Prozesses hineingerissen. Und auch die Arbeiterorganisationen haben ihre Beziehungen zu den Banken unterhalten. Und so machten die Großen der Arbeiter den gigantischen Zirkulationsprozeß des modernen Finanzkapitals mit. Es wird kaum ein Parteigeschäft gegeben haben, das nicht sein Bankkonto hatte. Und damit wurde die Sozialdemokratie dem kapitalistischen Wirtschaftsprozess eingegliedert.

Der Verlauf ist zunächst sehr einfach. Nehmen wir folgenden Fall: Ein Parteigeschäft habe bei irgend einer Bank, sagen wir der Dresdener Bank, sein Konto. Es ist dabei ziemlich gleichgültig, in welcher Form dieses Konto bei der Bank hinterlegt ist.* Es ist aber anzunehmen, daß das Parteigeschäft, da es notwendig mit anderen großen Geschäften in Verbindung stehen mußte, so mit Papiergeschäften, Maschinenfabriken usw., die sämtlich einen ausgedehnten Bankverkehr unterhalten, die Bank nicht nur mit Aufbewahrung ihres Geldes beauftragten, sondern gleichzeitig den ganzen Mechanismus des bargeldlosen Zahlungsverkehrs mitmachten. Damit aber unterschied sich dieses Parteigeschäft nicht im geringsten von irgend einem großbürgerlichen Geschäftsunternehmen. Es kann der Bank schließlich gleichgültig sein, ob die durch ihre Bücher laufenden Summen aus der direkten Ausbeutung der Arbeiter durch den Großbetrieb oder aus der Besteuerung der Arbeiter durch die Organisationen mit Hilfe der Mitgliedsbeiträge hervorgegangen sind. Die Bank hat die wesentliche Aufgabe, den Zirkulationsprozeß des Finanzkapitals den wirtschaftlichen Verhältnissen des Kapitalismus so gut wie möglich anzupassen und der Kapitalismus hat das größte Interesse daran, den Funktionsbereich der Banken so weit wie möglich auszudehnen. Je mehr das geschieht, desto sicherer ver-

* Anmerkung der Redaktion: Das Bremer Parteigeschäft J. S. Schmalzfeldt & Co. hat tatsächlich sein Konto bei der Dresdener Bank, eine Tatsache, die den Parteigenossen niemals bekannt geworden ist. Der Geschäftsführer sowohl als auch die Firmenträger haben sie in den Generalversammlungen des Sozialdemokratischen Vereins geistlich verschwiegen.

fügt er über den ganzen Wirtschaftskörper. Indem also Parteigeschäfte sich mit Großbanken verbanden, schlugen sie sich selbst in die Fesseln des Finanzkapitals. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob es sich um große oder kleine Summen handelte.

Wie sehr nun aber die Gelder der Arbeiter zu Hilfsmitteln des großfinanziellen Verkehrs und der mit ihm verbundenen großindustriellen, großagrarischen und imperialistischen Entwicklung wurden, wird unser Beispiel sogleich zeigen. Die Dresdener Bank gehört zu den Großbanken Deutschlands, die den Mittelpunkt des großfinanziellen Verkehrs bilden. Wir wollen ihre Bedeutung nur an einigen Beispielen zeigen. In ihren Auslandsgeschäften beteiligte sie sich an der Gründung der anatolischen Eisenbahngesellschaft, der deutsch-asiatischen Bank, der Bank für orientalische Eisenbahnen, der Schantung Bergbau und Schantung Eisenbahngesellschaft, der deutschwestafrikanischen Bank, der Kamerun-Eisenbahngesellschaft. Sie stand in Verbindung mit dem Bankhaus Pierpont Morgan & Co. in New-York. Sie errichtete in Verbindung mit dem Schaaffhausenschen Bankverein und der Nationalbank für Deutschland die Deutsch-Orientbank und gleichzeitig, wiederum mit dem Schaaffhausenschen Bankverein die Deutsch-südamerikanische Bank. Auf dem Kontinent unterhält sie enge Beziehungen zu Wiener und Schweizerische Banken, war bei der Gründung der Zentralbank für Eisenbahnwerte sowie bei der Gründung der Continentalen Eisenbahn- und Betriebsgesellschaft in Berlin tätig.

In der elektrotechnischen Industrie gehört sie dem Konzern der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft an; ihre Beziehungen zur Börse, ihre Beteiligung an Terrainaktiengesellschaften, an Lagerhausgesellschaften sind ebenso bemerkenswert, wie der Umstand, daß beispielsweise im Jahre 1908 elf Industrielle ihrem Aufsichtsrat angehörten. Die Dresdener Bank gehört mit zu denjenigen Großbanken Deutschlands, die die Konzentrationsbewegung des Großkapitals mächtig gefördert haben.

Es sind nur einige wenige Beispiele aus dem großen Unternehmungskreis einer deutschen Großbank herausgegriffen worden, um zu zeigen, wie die Kunden dieser Bank an dem riesigen Zirkulationsprozeß des modernen Finanzkapitals beteiligt sind. Und so gering auch die Konten der sozialdemokratischen Parteigeschäfte sein mögen: das wesentliche ist ihre Einfügung in diesem Zirkulationsprozeß. Würde man die Untersuchung auf die Gewerkschaften, Genossenschaften, die Volksfürsorge ausdehnen, die mit ungleich größeren Summen operieren, so würde man ein ungefähres Bild bekommen von dem festen Zusammenhang zwischen den materiellen Verhältnissen der Arbeiterbewegung mit dem modernen Kapitalismus und Imperialismus, ein Zusammenhang, darauf eine unmittelbare Interessengemeinschaft hinausläuft.

Aber damit ist die Rolle der Sozialdemokratie in der Volkswirtschaft noch lange nicht erschöpft, wenngleich diese direkte Verbindung mit dem Finanzkapital auch die wichtigste Seite darstellt. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß die Parteipresse durch ihr Annonzenwesen in immer bedrohlichere Abhängigkeit von der bürgerlichen Gesellschaft nicht nur, sondern sogar von dem großen Unternehmertum geriet, eine materielle Abhängigkeit, die die politische Selbständigkeit der Arbeiterpresse

oft genug gefährdete. Es ist daher ein charakteristisches Merkmal wirklich revolutionärer Organe des Auslandes, wie der holländischen „Tribune“ gewesen, daß sie sich den ganzen Annonzenapparat vom Leibe hielten.

Es muß ferner auch in diesem Zusammenhange erinnert werden an die geschäftlichen Beziehungen der Arbeiterpresse zu großen bürgerlichen Firmen zwecks Engros-Lieferungen von Papier, zwecks Anschaffungen von Maschinen, Einrichtungen und Vervollständigungen von Sezerien, alles Maßnahmen, die sich schließlich nur auf dem Wege des bankmäßigen Kreditverkehrs durchführen ließen. Es muß erinnert werden an die Ausführung von Riesenbauten von Parteihäusern, die wiederum eine Fülle rein bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaftsmanipulationen erforderten.

So zeigt sich eine Menge von Beziehungen zwischen Sozialdemokratie und Kapitalismus, aus deren Kenntnis heraus es jedem vorurteilslosen Beurteiler klar werden muß, weshalb sich die Sozialdemokratie in der Tat in ihren ganzen materiellen Grundlagen an den Kapitalismus gebunden fühlte, weshalb sie an seinem Bestand interessiert ist. Von hier aus ergibt sich die Haltung der Sozialdemokratie, die eines Sinnes und eines Herzens mit den Gewerkschaften geworden ist, ganz von selbst als objektive Notwendigkeit, so daß heute noch alle Agitation der Sozialdemokratie im Dienste der bürgerlichen Gesellschaft und des Kapitals steht. Indem nun aber der sozialdemokratische Parteivorstand den oppositionellen Arbeitern ihre Presse raubte, beraubte er sie wider Willen von einer Kette, die das deutsche Proletariat zu allen anderen noch zu verlieren hatte.

Es wird nun die Frage aufstehen: konnte denn die Entwicklung der Sozialdemokratie anders vor sich gehen? Antwort: nein, gewiß nicht. Aber die Lehre ist daraus zu ziehen, daß die deutsche Arbeiterklasse auf diesem Wege der Organisierung niemals den Kapitalismus wird überwinden können. Dazu bedarf es anderer Kampfmittel und anderer Organisationsformen, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so ist beides bereits auf dem Wege.

Sand in die Augen.

Von Kurt Classe.

„Wenn man Männer bekommen will, so müssen Jünglinge gewagt werden. Diese Klinkoprämie des Reifwerdens muß man in Kauf nehmen, wenn man unter Verzicht auf autoritäre Erziehungsmittel Menschen heranbilden will.“

Unter dem Titel „Arbeiterjugend und bürgerliche Jugendbewegung“ hat der Jugendausschuß für die Chemnitzer Arbeiterjugend eine Broschüre herausgegeben. Der Verfasser der Schrift, der Mehrheitssozialist Hermann Kranold, der auch in der freistudentischen Jugend eine Rolle spielt, hat darin den diesen Ausführungen voranstehenden Satz geprägt.

Dieser Satz kann nur den einen Sinn haben: Jede Bevormundung der Jugend durch die Erwachsenen, jede Beschränkung der Freiheit des Handelns, sowie die Anwendung jedes autoritären Zwangsmittels, begünstigt die Züchtung einer unselbständigen, autoritätsfürchtigen Masse. Deshalb muß, wer an Stelle von Mamelukken selbständig denkende und handelnde Menschen heranbilden will, jeden

autoritären Zwang, jede Bevormundung ablehnen. Er muß dies auch auf die Gefahr hin, daß die Flamme jugendlichen Feuereifers einmal so hoch schlagen, daß sich die Jugend selber daran die Flügel verbrennt, oder daß dadurch die ruhige Behaglichkeit der Alten, die es gewöhnt sind, leise auf die Stelle zu treten, gestört wird. So verstanden, ist dieser Ausspruch ein Programmsatz der linksradikalen unabhängigen sozialistischen Jugend. Darin unterscheidet sie sich grundsätzlich von den Anhängern der Mehrheitsjugendpflege und der Jugend der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei. Sie will von keiner politischen Partei abhängig sein; sie will sich nicht gängeln oder bevormunden lassen. Sie will frei und selbständig handeln und dafür selber verantwortlich sein. Wer sie gewinnen will, muß sie überzeugen. Nicht Zwang, sondern nach eigener Prüfung gewonnene Überzeugung muß die Triebfeder aller ihrer Entschlüsse und Handlungen sein.

Man sollte nun annehmen können, daß jeder, der diesen pädagogischen Grundsatz in der Theorie anerkennt, auch bemüht sein müßte, seine praktische Tätigkeit in der Arbeiterjugend danach einzurichten. So bekommt denn auch der unbefangene Leser bei der Lektüre der ersten drei Teile der Kranoldschen Schrift den Eindruck, als käme es ihm darauf an, als weißer Rabe den Kampf gegen die Jugendpflege seiner Partei aufzunehmen. Man glaubt, Kranold will durch seine Schilderung der nicht autoritären bürgerlichen Jugendbewegung seinen Freunden in der proletarischen Jugendpflege den Spiegel vorhalten. Widmet er doch 13 Seiten seiner Schrift einer Schilderung der bürgerlichen Jugendpflege und Jugendbewegung und findet hohe Töne für die autonome Bewegung, mit der die Arbeiterjugend sich zum Zwecke gemeinsamer Tätigkeit verbinden soll.

Der Leser glaubt, daß er es mit einem Rebellen zu tun hat. Dabei brauchte sich Kranold nicht einmal mit der unabhängigen sozialistischen Jugend zu identifizieren; er brauchte nicht den Sprung zu tun von der sozialistischen Mehrheitspartei bis zu den selbständigen Vereinen der Freien Jugend, von der er politisch durch eine scharfe Linie getrennt ist. Eins aber ist selbstverständlich — oder sollte vielmehr eine Selbstverständlichkeit sein: Wer die Autonomie der Jugend im Prinzip anerkennt, der muß auch für die Selbständigkeit jeder Jugend eintreten, ganz gleich, ob sie bürgerlich oder proletarisch ist. Und Kranold selber sagt in seiner Auseinandersetzung mit der autoritären bürgerlichen Jugend: „Die Unterscheidung: Autorität oder Freiheit? ist eben vollständig. Ein drittes gibt es in der Ethik nicht.“

Beim oberflächlichen Lesen der Kranoldschen Schrift scheint es nun auch, als sei es dem Verfasser bitter ernst mit diesem Prinzip. So finden wir, nachdem er die Verstaatlichung des Wandervogels beklagt und eine zunehmende Versimplung der bürgerlichen Jugend vor dem Kriege festgestellt hat, folgende, klar und unzweideutig die Selbständigkeit der Jugend anerkennenden Sätze. Er schreibt:

Dafür hat die Jugend in der letzten Zeit vor dem Kriege ihre geistigen Eigenwerte entdeckt. Irgend jemand ist auf den Gedanken gekommen, mit der Idee der stilklichen Autonomie, die man sowohl freilich im Unterricht der Philosophie in wohlabgemessenen Portionen und in vorsichtig gedämpften Worten vorgelesen bekam, einmal ganz Ernst zu machen und nun wirklich das jugendliche Leben gerade in seinen geistigen Bestandteilen nach eigener Verantwortung

zu gestalten. Der freideutsche Jugendtag, der im Herbst vor dem Kriegsausbruch davon sprach, daß die Jugend nunmehr unter eigener Verantwortung ihr Leben selbst gestalten wolle in freier Selbstbestimmung, war der erste große Anlauf dieser Vergeistigung der bürgerlichen Jugendbewegung, und diese Vergeistigung wird sich, wenn nicht alle Zeichen trügen, nach dem Krieg mit erneuter Wucht Bahn brechen, obwohl der Krieg viele der besten Köpfe dieser Jugend in den Abgrund des Sterbens und der Vergeßlichkeit gerissen hat. Tausend Opfer fallen schon im gewöhnlichen Leben jeden Tag einer Idee. Die Idee aber stirbt nicht, sondern, wenn ihre Zeit gekommen ist, dann setzt sie sich durch, wenn auch alle Welt sich dagegen zur Wehr setzt.

Indessen stellt sich heraus, daß Kranold, sobald es sich darum handelt die Theorie in die Praxis umzusetzen, vollständig versagt. Man sollte es kaum für möglich halten, wie es jemand fertig bringen kann, die Selbstständigkeit der Jugend zu loben, nachdem er sie drei Seiten vorher verworfen hat. „Die Unterscheidung Autorität oder Freiheit ist eben vollständig“, sagt Herr Kranold. Und dann schreibt er auf Seite 10 seiner Schrift:

Demgegenüber (gegenüber der autoritären Jugendbewegung. Der Verfasser) ist die autonome Jugendbewegung von vornherein in die Verteidigung gedrängt, und diese Verteidigung konnte sie bisher nur mit halber Kraft führen, weil ihre taktische Lage tatsächlich einige Elemente der Schwäche aufwies. Ein Teil dieser autonomen Jugendverbände sind nämlich Zweckverbände, Verbände also, die die Jugend zur Befolgung irgend eines praktischen Ziels mit Fortreißern wollen. Dahin gehören in erster Linie Organisationen wie der „Vortrupp“ und der Schülerabsolventenbund „Germania“. Aber auch die Landberziehungshelme und die Freie Schulgemeinde, soweit sie nach außen politisierend auftreten, stehen hart an der Grenze zu den Zweckverbänden. Hier bieten sich den Gegnern tatsächlich bequeme Angriffspunkte. Es ist sehr schön, wenn die Jugend mit der Gestaltung ihres Lebens ernst macht, wenn sie z. B. freiwillig sich verpflichtet keine Gifte mehr zu genießen, und wenn sie so gleichzeitig den Erwachsenen ein glänzendes Vorbild von Aufopferung und Selbstzucht zu geben vermögen. Aber es geht über ihren Kompetenzbereich weit hinaus, wenn nun diese Pflege schöner und nützlicher Tugenden zur Grundlage kulturpolitischer Bestrebungen macht. Jugendliche sind dazu da, daß sie (im abgekürzten Verfahren) die Erbschaft an geistigen und materiellen Gütern, die ihnen von den Vorfahren überkommen ist, sich aneignen und durchdringen und so zu ihrem wirklichen Eigentum erheben, damit sie, wenn ihre Jugendzeit vorüber ist, als Erwachsene dann mit voller Kraft und mit Beherrschung der gesamten kulturellen Technik sich der Erweiterung und dem inneren Ausbau des Geltungsbereichs der Rechtsidee widmen können. Sie sind aber ganz und gar auf dem Holzwege, wenn sie glauben, in dieser Richtung schon etwas leisten zu können, längst ehe sie ausgelernt haben, in einer Zeit, wo ihre geistige Persönlichkeit noch nicht auf festen Füßen steht, wo der beste Redner nur gar zu leicht ihnen auch als bester Denker erscheint, wo schwärmerische Hingabe an die eindrucksvolle Persönlichkeit eines freigewählten, geliebten Führers nur allzuleicht eine kritiklose Nebenernahme der von ihm verfechtenden Gedanken mit sich bringt. Eine solche Kompetenzüberschreitung ist in der Tat unzulässig und alle Freunde der autonomen Jugendbewegung können im Interesse der Sache, die sie lieben, gar nicht dringend genug davor gewarnt werden, in edler, aber törichter Affenliebe diesen Kompetenzüberschreitungen einzelner Richtungen der Jugendbewegung auch noch Vorschub zu leisten. Sie, die bei der Jugend mit Recht Vertrauen genießen und Gehör finden, sollten diese ihre Stellung ausnützen, um die Jugend von solchen Abwegen fernzubehalten, und ihr statt dessen helfen, die Kräfte zu sammeln zur Angriffnahme der eigentlichen großen Aufgaben der Jugendbewegung.

Mit dieser, von Herrn Kranold auf öffentlichem Markte kasprierten bürgerlichen Jugend soll sich nun die Arbeiterjugend verbinden.

Doch was ist das für Jugend, die er der bürgerlichen Jugend vorstellt? Nachdem er wieder im Prinzip die Selbstständigkeit betont hat, muß Kranold zugeben, daß die sozialdemokratische Mehrheitsjugendpflege autoritär ist. Das ist natürlich für ihn und seine Genossen blamabel. Aber Kranold weiß sich zu helfen. Und so erzählt er denn, daß der Zustand, daß die Mehrheits-

Jugend von außenher bewegt werde, sich herausgebildet habe „Nicht etwa, weil man ihre eigene aktive Bewegung verwirft, sondern weil sie eine eigene aktive Bewegung nicht aufbringt.“ Das ist richtig, wenn damit die künstlich aufgepöpelte Mehrheitsjugend gemeint ist. Nun verschweigt aber Kranold, daß dies nur ein sehr kleiner Teil der proletarischen Jugend überhaupt ist und daß die in den selbständigen Vereinen organisierte Jugend namentlich während der Kriegszeit eine bedeutende aktive Tätigkeit entfaltet hat. Er verschweigt auch, daß die ersten proletarischen Jugendorganisationen Kampforganisationen mit stark politischer Tendenz waren. Und daß er diese verschweigt, hat seinen guten Grund.

Würde Kranold wahrheitsgemäß über den Werdegang der proletarischen Jugend berichten, so müßte er mitteilen, daß die alte sozialdemokratische Partei durch Gewaltmaßnahmen jede Aktivität und Selbständigkeit der Arbeiterjugend unterdrückte, seitdem sie ihre Jugendausschüsse als Aufpasser über die ehemalige freie Jugendbewegung bestellt hat. Dann aber muß er gegen den Stachel locken, dann müßte er das Jugendpflegeprogramm seiner politischen Freunde korrumpieren und an den Pranger stellen. Das darf er natürlich nicht, denn dann bekommt er es mit den Jugendpflegern in seiner Partei zu tun. Und so macht er denn auch sofort eine Verbeugung nach rechts, nachdem er gesagt, daß es eine Aufgabe der Jugendleiter (!) sein müßte das „Flüggewerden der proletarischen Jugend mit allen Kräften zu fördern, ja geradezu zu provozieren.“ — Flugs verteidigt er das Programm seiner Mehrheitsjugendpfleger mit folgenden Sätzen:

Dazu wäre freilich erforderlich, daß einmal die Forderung politischer Neutralität bei der proletarischen Jugendbewegung besser beachtet würde und daß zweitens die organisatorische Grenze gegen die Möglichkeit der sozialdemokratischen Partei anzugehen, scharf gezogen würde. Wenn man diese beiden Vorichtsmahregeln nicht trifft, so würde in der selbständigen Jugendbewegung allerdings nichts anderes entstehen, als ein wohlorganisierter Herd rückständiger Parteizertörung durch urteilslose Betätigung politisch Unmündiger, die dem radikalsten und giftigsten Redner — meist am willigsten das Ohr leihen, weil dieser an seelische Kräfte bei ihnen anknüpft, an die gemäßigtere Redner, ruhigere Menschen nicht anknüpfen können oder mögen.“

Hier liegt des Pudels Kern. Die Mehrheitsleute fürchten die Selbstständigkeit der Jugend, deshalb wollen sie Autokratie. Sie müssen der Jugend die Kandarre anlegen, weil sie wissen, daß die Jugend, die an und für sich revolutionär ist, ihnen ihre Politik kompromittiert. Und so entpuppt sich das ganze Gerede Kranolds von der Selbstständigkeit der Jugend als eitle Spiegelfechterei. Die ganze Schrift ist ein Mittel zu dem Zweck, der nichtorientierten proletarischen und bürgerlichen Jugend Sand in die Augen zu streuen.

Nehmen wir nun einmal an, die bürgerliche autonome Jugend schloße sich mit der Mehrheitsjugend zu einem Jugendbunde nach Kranoldschen Muster zusammen. Wäre damit der proletarischen Jugend geholfen? Keineswegs. Was der Jugend not tut, ist größere Aktivität und Selbstständigkeit. Will sie praktisch etwas erreichen, so darf sie sich nicht auf die Erwachsenen verlassen, sondern muß selber handelnd auf den Plan treten. Das will aber Kranold der Jugend verwehren, denn er lehnt ja grundsätzlich jede politische Betätigung der Jugend ab. Somit ist sein Gerede von der Selbstständigkeit der Jugend nichts anderes als Schaumschlägerei.

Die Kreise der bürgerlichen Jugend, die es ernst meinen mit dem Kampf um die gemeinsamen Jugendinteressen, sind längst von Herrn Kranold und seiner Jugend abgerückt. Sie werden sich auch durch seine Broschüre nicht hinter den Berg führen lassen.

Aus unserm politischen Tagebuch.

Die Unabhängigen haben sich wieder einmal in die Nesseln gesetzt. Da sie selbst nichts tun, was die Zeit von einer sozialistischen Partei, die auch nur halbwegs diesen Namen zu Recht führen darf, fordert, so ziehen sie es vor, sich von der im Osten glütig aufgegangenen Sonne der Revolution bestrahlen zu lassen. Herr Ledebour erklärt also keck und kühn, daß die Bolschewiki in Deutschland eigentlich die — Unabhängigen seien; daß die Unabhängigen von den Bolschewiki denn auch die wohlwollendste Förderung erfahren haben und daß zwischen den Unabhängigen und den Bolschewiki andauernd die besten Beziehungen bestanden haben und noch bestehen. Bei dieser Gelegenheit erinnert ein russischer Genosse — entweder der Desterreicher Stampfer oder der Kriegsmillionär Barous oder sonst eine sozialpatriotische Nummer — an eine Schrift Lenins, in der dem deutschen Parteizentrum und besonders dem guten Papa Kautsky recht unanständig die Wahrheit gezeugt wird. Der „Vorwärts“ drückt das mit schmunzelndem Behagen ab und nimmt die Gelegenheit wahr, einmal recht deutlich von den Bolschewiki das Staatsrudern in die Taufe nehmen, lassen sie sogleich wieder einen entsprechenden Glückwunsch los. Das geht nun so weiter.

Hieraus und aus allem, was sich die Scheidemänner bis jetzt geleistet haben, ist zu ersehen, was von ihren Anwürfen gegen die Unabhängigen zu halten ist. Immerhin soll ad notam genommen werden, daß die deutschen Sozialpatrioten nichts von der Extremität der Bolschewiks wissen wollen.

Den Unabhängigen geht es deshalb nicht viel besser, und indem Herr Ledebour sich bei den Bolschewiki anbiedernd wolle, schien er ganz vergessen zu haben, was er in Zimmerwald mit den Bolschewiki erlebt, genau denselben russischen Revolutionären, von deren Strahlenkranz er jetzt für die armenigen Unabhängigen ein Glanzmengen erhaschen möchte; Herr Ledebour scheint vergessen zu haben, daß er es war, der mit seinem Intimus Adolf Hoffmann die deutschen Freunde der Bolschewiki, die Vertreter der Zimmerwalder Linken, öffentlich mehrmals denunzierte; er scheint vergessen zu haben, daß er von Karl Radek, dem unerträglichem Vorkämpfer bolschewikischer Taktik, öffentlich abrückte; er scheint vergessen zu haben, daß er mit Fingern auf die Wies, die eine erste inoffizielle Organisation in Deutschland nach Bolschewikischen Vorbild gegründet hatten; er scheint vergessen zu haben, daß er sich mit dieser sauberen Arbeit hinter den Staatsanwalt steckte. Herr Ledebour scheint vergessen zu haben, daß er sich mit samt seinem Freunde Adolf Hoffmann in die Gemeinschaft der „Wossischen Zeitung“ begab, um die Anzüge Bolschewikischer Bewegung in Deutschland im Reime zu ersticken; er scheint vergessen zu haben oder — lassen wir mildernde Umstände walten! — nicht gemerkt zu haben, daß er als Denunziant das unfreiwillige Organ der Kriminalpolizei und der Generalkommandos wurde. Herr Ledebour scheint vergessen zu haben, daß er noch immer einen Feldzugsplan gegen die „Männer der Tat“ in der Tasche hat, und er scheint nicht zu wissen, daß diese „Männer der Tat“ die Rolle der Bolschewiks in Deutschland spielen. Herr Ledebour scheint auch vergessen zu haben, daß nicht allein Trozki, Lenin und Zinowjew mit Ausdrücken tiefster Verachtung von dem deutschen Parteizentrum gesprochen haben, sondern daß sogar Rosa Luxemburg und Franz Mehring an dem „wissenschaftlichen Beitrag“ der Unabhängigen kein gutes Haar gelassen haben. Wir dürfen bei dieser Gelegenheit wohl an das erste Heft der „Internationale“ erinnern, das der jeso mit den Unabhängigen verschmolzenen Gruppe „Internationale“ den Namen gab. Herr Ledebour scheint gar nicht zu merken, daß jede Stunde bolschewikischer Tätigkeit in Rußland den ganzen unabhängigen Klingel gleich kübelweise mit Schimpf und Schande übergießt.

Die Unabhängigen sind alt und schwach. Was soll man von ihnen erwarten! Die Senilität glogt ihnen aus allen Poren.

Feuilleton

Zwei Stätte.

Von Charles Dickens.

(Fortsetzung.)

Abermals gab der Straßenarbeiter die alte Vorstellung, in welcher er von Rechts wegen sicher sein mußte, da sie ein ganzes Jahr hindurch die unfehlbare und unentbehrliche Unterhaltung seines Dorfes gewesen war.

Jacques Nummer eins unterbrach ihn und fragte, „ob er den Mann schon früher einmal gesehen hätte?“

„Nein“, gab der Straßenarbeiter zur Antwort, indem er sich wieder aufrichtete.

Jacques Nummer drei fragte, wie er ihn dann später erkannt habe?

„An seiner langen Gestalt“, sagte der Straßenarbeiter halblaut und legte den Finger an die Nase. „Als Monsieur le Marquis am Abend fragte: „Wie sah er aus?“ gab ich zur Antwort: „Lang wie ein Gespenst.“

„Ihr hättet sagen sollen: Klein wie ein Zwerg“, belehrte ihn Jacques Nummer zwei.

„Ja, was wußte ich! Die Tat war damals noch nicht getan und er hat mir auch nichts anvertraut. Merkt wohl! Unter diesen Umständen biete ich mein Zeugnis nicht an. Monsieur le Marquis zeigte auf mich mit dem Finger, wie ich bei unserem kleinen Brunnen stand und sagte: „Bringt den Kerl dort her!“ Bei meinem Wort, ihr Herren, ich biete mich nicht an.“

„Er hat recht darin, Jacques“, sagte Defarge zu dem, welcher ihn im Sprechen unterbrochen hatte. „Fahrt fort.“

„Gut!“ sagte der Straßenarbeiter mit geheimnisvoller Miene. „Der lange Mann ist verschwunden und wird gesucht — wie viele Monate? Neun, zehn, elf?“

„Die Zahl ist gleichgültig“, sagte Defarge. „Er war gut versteckt; aber das Unglück wollte zuletzt, daß er gefunden ward. Weiter!“

„Ich arbeite wieder an derselben Stelle der Straße und die Sonne geht abermals zur Rüste. Ich nehme mein Arbeitszeug zusammen, um hinunter in mein Dorf zu gehen, wo es schon dunkel ist, als ich aufblicke und über die Höhe sechs Soldaten kommen sehe. In ihrer Mitte geht ein langer Mann mit gebundenen Armen — an die Seite gebunden — so!“

Mit Hilfe seiner unentbehrlichen Mäze stellte er einen Mann dar, dessen Ellbogen hinten mit zusammengebundenen Stricken an den Hüften befestigt sind.

„Ich bleibe bei meinem Steinhaufen stehen, um die Soldaten und ihren Gefangenen vorbeigehen zu sehen (denn es ist eine einsame Straße, wo alles, was vorbeikommt, des Ansehens wert ist), und zuerst — wie sie näher kommen — sehe ich weiter nichts, als daß es sechs Soldaten sind mit einem gebundenen langen Mann und daß sie fast schwarz aussehen — außer an der Seite, wo die Sonne zu Bett geht, wo sie einen roten Rand haben, Messieurs. Auch sehe ich ihre langen Schatten auf der andern Seite der Straße gleich den Schatten von Riesen. Auch gewahre ich, daß sie mit Staub bedeckt sind und daß sich der Staub mit ihnen fortbewegt, wie sie herankommen, tramp, tramp! Aber wie sie ganz nahe kommen, erkenne ich den langen Mann und er erkennt mich. O wie gern würde er den Abhang hinuntergesprungen sein, wie an dem Abend, wo er und ich zuerst uns sahen dicht bei demselben Fleck!“

Er beschrieb es, als ob er dort wäre und es war offenbar, daß er alles lebendig vor sich sah; vielleicht hatte er in seinem Leben nicht viel gesehen.

„Ich verrate den Soldaten nicht, daß ich den langen Mann kenne; er verrät den Soldaten nicht, daß er mich erkennt: wir sprechen mit den Augen miteinander. „Vorwärts!“ sagt der Anführer der Soldaten und wies auf das Dorf, bringt ihn rasch in sein Grab!“ Und sie trieben ihn rascher vorwärts. Seine Arme sind geschwollen, weil sie fest zusammengeschnürt sind; seine Holzschuhe sind groß und schwer und er geht lahm. Weil er lahm und daher langsam geht, stoßen sie ihn mit ihren Flinten vorwärts, so!“

Er macht die Bewegung eines Mannes nach, der von Flintenkolben fortgestoßen wird.

„Wie sie — wie toll — den Abhang hinunterlaufen, fällt er. Sie lachen und heben ihn wieder auf. Sein Gesicht ist blutig und mit Staub bedeckt, aber er kann es nicht abwischen; darauf lachen sie wieder. Sie bringen ihn in das Dorf; das ganze Dorf läuft zusammen; sie führen ihn an der Mühle vorbei und hinauf nach dem Gefängnis; das ganze Dorf sieht das Gefängnis in der dunklen Nacht sich auf tun und ihn verschlingen — so!“

Er sperrt den Mund auf, soweit er kann und macht ihn wieder zu, daß die Zähne aufeinander klappen. Als er keine Lust zeigte, den Effekt dadurch zu verderben, daß er den Mund wieder aufmachte, sagte Defarge zu ihm: „Weiter, Jacques!“

„Das ganze Dorf geht wieder heim,“ fährt der Straßenarbeiter mit gedämpfter Stimme weiter fort: „das ganze Dorf flüstert sich am Brunnen in die Ohren; das ganze Dorf schläft; das ganze Dorf träumt von dem Unglücklichen hinter den Schlössern und Riegeln des Gefängnisses auf dem Felsen, das er nie wieder verlassen soll, außer zu sterben. Des Morgens mache ich, mit meinem Arbeitszeug auf der Schulter und im Gehn ein Stück schwarzes Brot essend, wie ich auf die Arbeit gehe, einen Umweg an dem Gefängnis vorbei. Dort sehe ich ihn hoch oben hinter dem eisernen Gitter eines Fensters mit blutigem und bestaubtem Gesicht, wie den Abend vorher. Er hatte keine Hand frei, um mir nachzuwinken; er sieht mich an wie ein toter Mann.“

Defarge und die drei anderen sahen sich finster an. Die Gesichter von allen vieren hatten einen finstern, ingrinnigen, rachebürstenden Ausdruck, wie sie der Erzählung des Landsmannes zuhörten. Sie benahmen sich dabei mit einem heimlichen Wesen, das doch zugleich etwas von einer Amtsmiene hatte. Sie hatten fast das Aussehen eines Gerichts; Jacques eins und zwei saßen auf dem alten Lotterbett, das Kinn auf die Hand gestützt und die Augen gespannt auf den Straßenarbeiter geheftet; Jacques drei hinter ihnen, mit einem Knie auf das Bett gestützt und mit seiner aufgeregten Hand beständig über Mund und Nase fahrend; Defarge zwischen ihnen und dem Erzähler stehend, den er in das Licht an das Fenster postiert hatte, und abwechselnd diesen und die drei anderen ansehend.

„Weiter, Jacques!“ sagte Defarge.

„Dort oben in seinem Käfig bleibt er einige Tage. Das Dorf sieht verstoßen zu ihm hinauf, denn es fürchtet sich. Aber es sieht von weitem beständig zu dem Gefängnis auf dem Felsen hinauf; und des Abends, wenn die Tagesarbeit getan ist und es sich um den Brunnen verammelt, um zu plaudern, wenden sich alle Gesichter dem Gefängnis zu. Früher wendeten sie sich dem Posthause zu; jetzt blicken sie nach dem Gefängnis. Halb laut flüstern sie sich am Brunnen zu, daß er, obgleich zum Tode verurteilt, nicht hingerichtet werden würde; sie erzählen sich, daß Bittschriften nach Paris gegangen sind, um vorzustellen, daß er durch den Tod seines Kindes wahnsinnig geworden; sie sagen, daß man dem König selbst eine solche Bittschrift überreicht habe. Was weiß ich? Es ist möglich. Vielleicht ja, vielleicht nein.“

„So hört denn, Jacques,“ unterbrach Nummer eins dieses Namens mit finsternem Ernste. „Wißt, daß eine Bittschrift dem

König und der Königin überreicht wurde. Wir alle hier, ihr selbst ausgenommen, habt gesehen, wie der König in seinem Wagen neben der Königin sitzend sie auf der Straße entgegennahm. Defarge, der hier steht, sprang auf Gefahr seines Lebens mit der Bittschrift in der Hand vor die Pferde.“

„Und hört noch weiter, Jacques!“ sagte der Dahinterknieende von den Dreien; seine Finger glitten immer noch über das Gesicht mit einer auffällig gierigen Miene, als ob er nach etwas hungerte, was weder Speise noch Trank war. „Die Leibwache zu Fuß und zu Pferde umringte den Bittsteller und schlug ihn. Hört ihr!“

„Ich höre, Messieurs.“

„Weiter also,“ sagte Defarge.

„Auf der anderen Seite flüstern sie sich an dem Brunnen zu,“ fuhr der Erzähler fort, „daß er her zu uns geschafft worden ist, um an Ort und Stelle hingerichtet zu werden und daß er ganz gewißlich hingerichtet werden würde. Sie flüstern sich sogar einander zu, daß, weil er Monseigneur ermordet hat und weil Monseigneur der Vater seiner Untertanen war, er als Vätertmörder hingerichtet werden soll. Ein alter Mann sagt am Brunnen, daß man einem solchen die rechte Hand mit dem Messer verbrennt; daß man ihn in Einschnitte, welche man in seine Brust, in seine Beine und seine Arme macht, siedendes Öl, geschmolzenes Blei, brennendes Harz und brennenden Schwefel gießt, und daß man ihn endlich von vier starken Pferden in Stücke zerreißt läßt. Dieser alte Mann sagt, daß man dies alles wirklich einem Missetäter zugefügt, der einen Mordversuch auf den vorigen König, Ludwig den Fünftehnten, gemacht hatte. Aber wie kann ich wissen, ob er lügt oder nicht? Ich bin kein Gelehrter.“

„So merkt noch einmal wohl auf, Jacques!“ sagte der Mann mit der ruhelosen Hand und der gierigen Miene. „Der Name dieses Missetäters war Daniens und es geschah alles bei hellem Tage und auf offener Straße in dieser Stadt Paris; und nichts fiel unter der unermesslichen Menschenmenge, welche zusah, mehr auf, als die vielen vornehmen Damen, welche voll heißer Neugier bis zuletzt ausgielten — Jacques, bei sinkender Nacht, wo ihm die Beine und ein Arm ausgerissen waren und er immer noch atmete! Und das geschah — wie alt seid ihr?“

„Fünfunddreißig,“ sagte der Straßenarbeiter, der wie sechzig ausah.

„Es geschah, als ihr mehr als zehn Jahre alt waret; ihr hättet es also sehen können.“

„Genug!“ sagte Defarge mit ingrinniger Ungeduld. „Es lebe der Teufel! Weiter!“

„Weiter also! Einige flüstern dieses, andere flüstern jenes; sie sprechen von nichts anderem; selbst der Brunnen scheint nach dieser Melodie zu plätschern. Endlich eines Sonntags nachts, als das ganze Dorf schlief, kamen Soldaten den Weg vom Gefängnis herab und ihre Gewehre klirrten auf den Steinen der Vorgasse. Arbeitsleute graben und hämmern, Soldaten lachen und singen, und des Morgens steht an dem Brunnen ein Galgen, vierzig Fuß hoch, und vergiftet das Wasser.“ (Fortsetzung folgt.)

An unsere Abonnenten!

Diesem unserer Abonnenten, die ungehalten sind, daß unsere Zeitschrift zeitweilig in vermindertem Umfange erscheint, dürfen wir wohl daran erinnern, daß es uns nur unter Berücksichtigung der allerschwerigsten Verhältnissen möglich ist zu erscheinen, zumal wir nicht alleine mit den Einschränkungen im Papierverbrauch zu rechnen haben.

Verlag der „Arbeiterpolitik“.

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik

3. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.**

Nr. 2

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
Nummerstraße Nr. 23.

Bremen, den 12. Januar 1918

Einzel-Nummer 20 Pfg. Durch die Post bez.: monatlich 84 Pfg., vierteljährlich 2.50 M. o. Bestellschein

Inhalt:

Demokratie	Seite 7
Warum es nicht zum Frieden kommt. Von Peter Anruh	8
Die sozialen Geburtswehen des russischen Volkes. Von Nikolai Rubakin	9
Zaristische Zustände. Von Soloturov	12
Zeugen und Kuser	12
Feuilleton: Zwei Stätte. Von Charles Dickens (Fortf.)	13

Demokratie.

Sozialismus und Demokratie werden oft als die beiden großen Ziele der Arbeiterklasse genannt. Sie unterscheiden sich insofern, daß Sozialismus eine wirtschaftliche Organisation bedeutet, Demokratie ein politisches System. Die Wirtschaft kann man nicht durch Regierungsdekret umbilden; Dekrete und Gesetze können nur hemmend oder fördernd auf die Entwicklung einwirken. Ein politisches System dagegen kann durch Gesetze umgeändert werden.

Dieser altbekannten Darstellung ihres Gegensatzes muß noch etwas hinzugefügt werden. Man wird den Weg zum Sozialismus nicht einschlagen, weil man theoretisch weiß, wie schön dieses Ziel sein wird, sondern um die Not des Augenblicks zu steuern, wird man genötigt sein Maßnahmen zu schaffen, die schließlich zum Sozialismus hinausführen. Das russische Beispiel zeigt uns das jetzt praktisch; daß die heutigen Leiter Sozialisten sind, bedeutet nicht, daß sie irgend ein geträumtes Gemeinwesen verwirklichen wollen, sondern, daß sie rücksichtslos die Interessen der Arbeiter gegen die Kapitalisten durchzuführen werden; ihre sozialistische Einsicht hilft ihnen zugleich klar voranzusehen, daß die wirtschaftlich notwendigen Maßnahmen auf der Linie zum Sozialismus liegen. Und zugleich zeigt uns das russische Beispiel, wie unsere Demokratie in der Praxis aussieht.

Wieviel wird in westeuropäischen Ländern über Demokratie gefaselt von Staatsmännern großen oder kleinen Kalibers, von Ministern und Fürsten und Generälen und ihren Lakaien, den Sozialpatrioten — alle sind sie für Demokratie. Aber was sie darunter verstehen! Ein verklausuliertes oder auch ein unverklausuliertes Wahlrecht, ein paar Sozialgesetze mit Selbstverwaltung, ein Arbeiter in das Ministerium, ein ehemaliger Handwerksgehilfe, der durch persönliche Fähigkeit im Dienste des Kapitals zum Präsidenten eines Kantons emporsteigt — das sind schon die höchsten Blüten demokratischen Zu-

standes, an die man kaum schauernd zu denken mag! Meist allerdings ist Demokratie nur eine schöne Fälschung, um das Volk einzulullen. Sehen wir jetzt nach Rußland, damit unsere Gedanken auf einen höheren Plan steigen, damit wir los von bürgerlicher Tradition die einfache klare Wahrheit sehen.

Demokratie brauchte nicht von oben eingeführt zu werden. Sie war schon Tatsache geworden durch den Kampf, und die nachherigen Dekrete der Sowietregierung haben dieser Tatsache nur Ausdruck verliehen. Als im März die russischen Soldaten sich mit dem Volke verbrüderten, und die meisten Offiziere sich dem fügten und eine rote Kokarde anhefteten, wählten die Soldaten ihre Soldatenräte, die mit den Arbeitervertretern zusammen die Sowjets bildeten. Vergebens suchte Korniloff als Oberbefehlshaber dieses Akquisit der Revolution wieder aufzuheben und die Disziplinargewalt wiederherzustellen. Es zeigte sich bald, daß nicht er und die Offiziere, sondern daß die Soldatenräte die Führung hatten; ihnen gehorchten die Soldaten, und damit war die Novemberrevolution unvermeidliche Tatsache. Und die erste Tat der neuen Regierung war eine Bestätigung dieser Tatsache durch einen Beschluß zur Demokratisierung der Armee. Im Dezember, als der ganzen Front entlang die alte Militärgewalt beseitigt war, konnte man auch in den Zeitungen lesen, daß die Truppen überall im Betrieb waren, die Stäbe und die Offiziere zu wählen. Zugleich wurden alle Unterscheidungen, Distinktive, Sterne und Goldstreifen, sowie Orden und Medaillen abgeschafft. Nirgends tritt wohl so scharf wie hier hervor, daß die ganze alte Welt auf den Kopf gestellt wurde. Der Sold wird für alle gleich gemacht und auf ein höheres Niveau gebracht als zuvor die Soldaten bekamen.

Eine zweite Maßnahme wird vom 8. Dezember berichtet, eine Reform des Gerichtswesens. Alle ordentlichen Gerichtshöfe, sowie die Kriegsgerichte und Handelsgerichte werden abgeschafft und ersetzt durch neue, durch Volkswahl bestellte Gerichte. Und mit den Richtern der alten Zeit verschwindet der ganze Troß von Juristen, die wie eine Bande von Ungeziefer, ausgebrütet von der Fäulnis der bürgerlichen Ordnung, von Besitzstreitigkeiten und Verbrechen, an dem Körper der Gesellschaft schmarozte. Staatsanwaltschaft, Untersuchungsrichter und Advokatur werden abgeschafft; jeder unbescholtene Bürger kann als Ankläger und Verteidiger auftreten. Eine ganze Welt der Klassenunterdrückung versinkt damit in die Tiefe.

Der bürgerliche Klassenstaat hat als sein wichtigstes